

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 190.

Donnerstag, 23. Juli.

1931.

Derby / Roman von Ernst Klein.

(11. Fortsetzung.)

Er folgte ihr ins Zimmer, wo er den Ungarn am Fenster stehen sah. Er reichte ihm die Hand und begrüßte ihn freundlich, denn er hatte den Mann gern und schätzte ihn nicht nur wegen seiner Fahrkunst.

„Ich habe mir erlaubt, gnädige Frau“, wendete er sich dann zu Kitty, „Sie aufzusuchen, um Sie zu einem Fest einzuladen, das ich demnächst zu geben beabsichtige. Da ich in der Stadt war und kein Freund vom Telefonieren bin, habe ich mir gedacht, Ihren Besuch gleich persönlich abzuholen. Fest ist eigentlich zu viel gesagt. Ich will nur ein paar Menschen zu mir bitten, die Pferde liebhaben, verstehen Sie?“

Mertwürdig, sie fand sich schwieriger in dieser Situation zurecht als er. Ihre Lippen zitterten, als sie antwortete:

„Wird mir eine Ehre sein, zu kommen, Herr Baron, und ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie sich selbst bemühen. Darf ich Ihnen ein Glas Portwein anbieten?“

„Mit Dank akzeptiert!“

Sie läutete dem Mädchen, das den Wein und die Gläser hereinbrachte. Kitty schenkte auch Barady ein Glas ein, der sich in der ganzen Zeit nicht von seinem Plaze gerührt hatte.

„Herr Barady“, meinte sie dann, „ist gerade bei mir, um zu fragen, ob ich meine Pferde auch zur Winterzeit laufen lassen will.“

Reiffenberg war froh, sich ereisern zu können. „Warum nicht? Was die Pferde im Winter verdienen, ist gesundes Geld. Sind Sie nicht auch der Meinung, Herr Barady?“

Der Trainer war zum Tisch herangekommen und hatte sich steif, beinahe widerwillig, niedergesetzt.

„Das meine ich auch, Herr Baron“, knurrte er als Antwort. „Und dann — Sie wollen ja Ihre Pferde im Winter nicht laufen lassen, und so wäre ich geradezu beschäftigungslos.“

„Nun, dann bin ich einverstanden“, rief Kitty. „Ich hoffe nur, Herr Barady, Sie werden mir recht viel Geld verdienen. Ich kann es in dieser Zeit gebrauchen!“ Sie war wieder die alte Kitty, den Männern überlegen und sie beherrschend.

Geschildt wußte sie das Gespräch auf den Sport zu lenken und es dort festzuhalten. Barady ebenso wie Reiffenberg, Sportmänner, die sie waren, folgten ihr nur zu gern, und bald waren sie alle drei in die lebhafteste Diskussion versenkt.

„Herr Baron“, rief Kitty nach einer Weile, als man die Chancen für das Derby gründlichst und von allen Seiten beleuchtet hatte, „Sie sollten jetzt schon auf das Derby wetten! Unbedingt! Wenn man ein Pferd wie Isabel im Stall hat, geht man sein letztes Hemd darauf, wie der Engländer sagt.“

Er sah sie ganz erstaunt an. Heute sprach sie so —? Das letzte Hemd! Und gestern —!

„Sie wissen, gnädige Frau, wie ich über das Wetten denke. Ich werde glücklich sein, wenn Isabel das Derby gewinnt. Werde mich vielleicht meiner aristokratischen Gewohnheiten erinnern und mir einen der Gelegenheiten würdigen Raufch antrinken — aber wetten, nee! Das überlasse ich gern den anderen.“ Er ersah seine Ge-

(Nachdruck verboten.)

legenheit und fuhr fort: „Ich glaube, der Begründer meines ehrenwerten Geschlechts würde sich nicht nur dreimal, sondern dreimal dreimal im Grabe herum-drehen, wenn ich unter die Wetter ginge. Ich folge der Tradition und halte Wetten für einen unverantwortlichen Leichtsin!“

Der Schatten eines Lächelns huschte über Kittys Lippen. Nur der Schatten — — Joachim Reiffenberg erhaschte ihn trotzdem. Sie hatte ihn also verstanden.

„Es gibt auch einen Leichtsin, der verantwortlich ist“, gab sie zurück. „Ich werde Ihnen etwas sagen, es ist kein Leichtsin, eine solche Chance wie die mit Isabel auszunützen. Wissen Sie, was ich an Ihrer Stelle tun würde? Ich würde Hypotheken aufnehmen, soviel ich nur auf mein Haus bekäme, und alles auf Isabel wetten. Sie kriegen sie jetzt doch mindestens 10:1!“

„Satan, hebe dich hinweg von mir!“ Seine Augen trafen die ihrigen für einen Moment, sahen so etwas wie stumme Bitte darin.

„Entschuldigen Sie, Herr Baron“, begann nun Barady, dem es augenscheinlich einen schweren Entschluß kostete, sich in den Streit zu mischen, „ich glaube, Sie sollten dem Rat der gnädigen Frau folgen. Nicht dem da mit den Hypotheken! Das ist natürlich übertrieben. Aber wäre ich Sie, würde ich mein ganzes Geld auf das Pferd riskieren. Sie brauchen sich ja mit dem Gelde keine Zudlerin zu kaufen, wenn ich schon so sagen darf. Stecken Sie es in Ihr Gestrüt hinein!“

Das war eine Idee, die etwas für sich hatte. Reiffenberg fühlte sich gepackt, an einer Stelle gepackt, an der er verwundbar war.

„Sind Sie denn so sicher, daß wir das Derby gewinnen?“, fragte er Barady.

Der sprang auf, wurde auf einmal ein ganz anderer. Sein dunkles Gesicht glühte. Seine schwarzen Augen, sonst beinahe unsichtbar, leuchteten in fanatischem Feuer.

„Ob wir das Derby gewinnen, Herr Baron?“, stieß er hervor, leuchtend und aufgereg. „Darf ich Ihnen etwas sagen? Ich bin ein armer Teufel, aber da — — da — sehen Sie her, Herr Baron!“ Er fuhr in seine Tasche, holte ein abgerissenes Portefeuille heraus und entnahm ihm einen Wertschein, den er Reiffenberg hinhielt. Aber fünfhundert Mark lautete der Schein — 12:1 die Odds. „Sehen Sie, mehr habe ich nicht an Geld und Gut als diese fünfhundert Mark! — Ich habe sie Isabel anvertraut. Es gibt kein Pferd wie Isabel auf der ganzen Welt. In meinem Leben habe ich kein besseres Pferd gefahren und werde auch kein besseres fahren.“

Reiffenberg blickte erstaunt zu ihm auf. Der Mann, für gewöhnlich so verbissen, so abweisend, war lohnende Begeisterung. Sein braunes, faltiges Gesicht wurde beinahe schön. — —

Reiffenberg blickte zu Kitty hinüber. Die sah da und schenkte sich ein Glas Wein ein. Ihre Miene war kalt, gleichgültig — — Er wunderte sich und wandte sich zu Barady zurück. Der zuckte zusammen. Mit finsterner Miene denn je ließ er sich wieder nieder, augenscheinlich ärgerlich über sich selbst, daß er sich so

hatte fortreißen lassen. Reiffenberg legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Baradn, ich schäme mich beinahe vor Ihnen und beneide Sie um diese Begeisterung. Nein, nein, schütteln Sie nicht den Kopf! Jetzt kann ich es auch begreifen, warum Isabel bei Ihnen das geworden ist, was sie heute ist. Na, ich werde mir Ihre Worte überlegen. Es ist etwas daran, was Sie sagen. Mein Gestüt kann schon ein bißchen Auffrischung brauchen!“

Er erhob sich, rüstete sich zum Gehen. Mit Kitty zu sprechen, war jetzt unmöglich und — offen gestanden, es schien ihm im Moment auch gar nicht so wichtig. Die Begeisterung Baradns hatte ihn nicht umsonst angesteckt; er dachte in diesem Moment an nichts anderes als an Isabel und an seine anderen Pferde.

Kitty begleitete ihn auf die Diele und küßte ihn hastig zum Abschied. Wären seine Gedanken nicht wo anders gewesen, hätte er sehen müssen, daß sie wieder aufgeregt, wieder ängstlich war. So aber lächelte er ihr zu und ließ sich zur Tür hinauschieben.

Sie lehrte ins Zimmer zurück. Baradn starrte ihr entgegen, finster und drohend.

„Du“, fuhr er sie an, „ich hab mancherlei gehört über dich und Reiffenberg. Ich will jetzt nichts fragen, will jetzt nichts wissen. Ich habe jetzt andere Sorgen. Aber ich rate dir, Kitty, sei vorsichtig! Ich mag mich nicht von dir zum zweiten Male zum Narren halten lassen.“

Sie antwortete nicht; der Blick, den sie ihm zuwarf, sprühte Haß und Feindseligkeit.

„Du weißt, du gehörst mir“, schloß er. „Ich denke, ich habe mir diesen Besitz, so fragwürdig er ist, teuer genug erkauft.“

14.

„Also, was meinen Sie, Ludwig, sollen wir unter die unsoliden Leute gehen oder nicht?“

Sie saßen nach dem Mittagessen zusammen in der großen Halle. Im Kamin prasselte ein mächtiges Feuer, und der alte Trainer schob ihm behaglich seine rheumatischen Beine entgegen, während Reiffenberg sich in seinem Lieblingsstuhle rechte, einem alten, wundervoll bequemen und wundervoll geschnitten, venezianischen Armstuhl. Zwischen ihnen saß, wohl in die Kissen eines englischen Sessels sich schmiegend, Edith. Die Beine hatte sie nicht gekreuzt, aber dafür rauchte sie ihre Mokka-Zigarette aus einer besonders langen Bernsteinspitze. Liesel schlief unter der Obhut von Frau Norton ihren Nachmittagschlaf, und man konnte jetzt ungestört über die Frage des Wettens diskutieren.

Ludwig war absolut dafür. „Wenn Sie mich ehrlich fragen, Herr Baron, so will ich Ihnen verraten, daß ich beabsichtige, demnächst mindestens tausend Mark auf Isabel anzulegen. Das bin ich meiner Familie schuldig — ich könnte mir das nie verzeihen, wenn ich eine solche Gelegenheit auslassen würde.“

„Baradn meint, man könnte das Geld im Gestüt verwenden“, sagte Reiffenberg, mit einem Ton, als wollte er sich mit anderen verbünden und sich selbst von der ökonomischen Notwendigkeit des Wettens überzeugen.

„Gewiß, das wäre sehr gut“, stimmte Ludwig bei. „Im Februar und März werden wir die jungen Fohlen haben, und dann müßte auch der Krankenstall endlich einmal hergerichtet werden. Zum Glück haben wir jetzt keine Patienten, aber, na, Sie wissen doch selbst, wie es dort aussieht, Herr Baron.“

Reiffenberg nickte und wandte sich lächelnd zu seinem Gaste. „Und nun Ihre Meinung, Fräulein Edith!“

„Ich werde meinen ganzen Schmutz versehen und auf Isabel anlegen. Und wenn ich Papa noch ein paar tausend Mark extra herauslocken kann, werse ich sie hinterher“, lautete die Antwort. „Wissen Sie, was Papa über den Sieg Rosmarins gewonnen hat? Fünfundsechzigtausend Mark! Das ist doch ein Geld, Herr Baron!“

„Donnerwetter!“, rief der Trainer. Reiffenberg sagte nichts, wiegte nur den Kopf.

„Ich muß gestehen“, ließ er sich nach einiger Zeit kleinlaut und unsicher vernehmen, „meine moralischen Bedenken werden immer wackliger. Es ist doch schließlich wahr — wenn ich zehntausend Mark anlege, kann ich ganz gut achtzig- bis hunderttausend Mark zurückbekommen.“

„Sie müssen sie nur geschickt verteilen, Herr Baron.“ Edith wurde vor lauter Eifer für die gute Sache ganz aufgereggt und beugte sich zu ihm hinüber. „Wenn Sie mit dem Geld nur zu einem einzigen Buchmacher gehen, ist es aus. Wissen Sie, es ist am besten, Sie beraten sich mit Papa, der versteht das Geschäft. Soll ich es ihm heute abend sagen?“

Ihre grauen Augen leuchteten dunkel und eifrig zu ihm empor. Ihre Lippen waren halb geöffnet, und es schien Reiffenberg, als sei die Couleur ihrer Lippen weniger intensiv als am Morgen. Unwillkürlich blieb sein Blick für eine, zwei Sekunden an ihnen haften. Sie sah ihn, verstand ihn und wurde rot bis in die Stirnloden. Fuhr mit jähem Ruck zurück in die Tiefe ihres Klubsessels und beschäftigte sich angelegentlich damit, eine neue Zigarette in ihre Spitze zu schieben. Aber sie vergaß, sie anzuzünden —

Sie sah so entzückend aus in diesem Moment, daß Reiffenberg seinem Schöpfer dafür dankte, daß Ludwig gerade jetzt breit und behaglich bei ihnen saß. Wäre er allein mit ihr gewesen —

„Das ist eine gute Idee, Fräulein Edith“, sagte er dann langsam, „ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir die Hilfe Ihres Herrn Papas verschaffen würden.“

„Ich will es ihm gewiß heute noch sagen“, erwiderte sie. „Jetzt werde ich einmal sehen, ob Liesel schon ausgeschlafen hat.“

Sie hob die unangezündete Zigarette aus der Spitze heraus, warf sie in die Aschenschale und erhob sich. Lächelnd nickte sie Reiffenberg und Ludwig zu und schritt die Treppe hinauf. Die beiden Männer blickten ihr nach, und Reiffenberg, der mit dem Rücken zur Treppe saß, drehte sich ganz herum, um ihr folgen zu können.

Als er sich wieder zurückwendete, sah er die Augen Ludwigs auf sich gerichtet. Eine lachende Frage war in ihnen.

„Sie sind ein Esel, Ludwig“, brummte er, und der alte Trainer grinste darauf nur noch vergnügt.

„Also so sicher ist er, daß er das Derby gewinnt?“, fragte Marvin seine Tochter, als sie ihm am Abendtisch gegenüber saß.

„Ich denke doch, Papa, Baron Reiffenberg wird schon wissen, was er tut.“

„Und ich soll ihm helfen, das Geld zu placieren? Nun ja, warum nicht?“, meinte er, indem er in gutmütiger Bereitwilligkeit die Achseln zuckte. „Hat er es denn parat?“

„Ich glaube wohl. Vielleicht ruft du ihn morgen einmal an, Papa!“

Das tat Marvin, und am Nachmittag noch kam Reiffenberg in die Stadt, um ihm einen Scheck über zehntausend Mark einzuhändigen.

„Viel bares Geld habe ich nicht mehr“, sagte er, „aber ich denke, das wird vorläufig genügen.“

„Und wie! Unser Bettmarkt in Deutschland ist nicht so grandios, besonders hier beim Traben, als daß die Buchmacher nicht die Ohren spitzen werden, wenn man zehntausend Mark ihnen auf den Tisch legt. Verlassen Sie sich nur auf mich, Herr Baron, ich werde die Sache schon managen.“

Reiffenberg dankte ihm und fuhr in die Silberbrandtstraße, um Kitty ins Theater abzuholen.

Marvin brachte den ersten Teil des nächsten Vormittags damit zu, die zehntausend Mark bei verschiedenen Buchmachern zu placieren. Dann kutscherte er nach Mariendorf hinaus, wo seine Pferde standen und beriet sich mit Winkfield. (Fortsetzung folgt.)

Abendgang durchs Feld.

Die vollen Ähren neigen
Sich schwer der Reife zu.
Am Rain die Grillen geigen
Den müden Tag zur Ruh.
Viel tausend Blumen blühen
In gelb und rot und blau,
Johanniskörnerchen glücken
In Wald und Tal und Au.
Geheimnisvolles Weben
Liegt über Flur und Feld,
Und trumt'ne Falter schweben
Durch diese Wunderwelt. —
Ich stehe still und lausche
Dem Zauber der Natur,
Und wand're wie im Rausche
Auf Gottes ew'ger Spur.

Karl Frits Illmer.

In der Sommernacht unterwegs.

Von Erwin Dösch.

Es ist unheimlich schwül. Aber den nächtlichen Himmel jagen dunkle Wolkenfetzen, aber hier, am Waldbrand, regt sich kein Lüftchen. Es ist längst kein Büchsenlicht mehr, aber es ist so zauberhaft schön hier oben. Im Tal schlafen die Dörfer schon lange; das letzte Licht ist verglommen. Nur die Scheinwerfer eines Autos schieben ihre tausend Kerzen auf der anderen Seite des Stromes hügelan; es sieht aus, als flögen langsam zwei Glühwürmchen nebeneinander durch die Nacht. Fern bellt ein Hund, schlägt eine Glode. Dann Stille.

Stille? Die Nacht hat tausend Stimmen. Grillen und Zifaden freilich sind verstummt, keine Biene summt mehr um den Steinklee, kein Vogel lockt aus der Tiefe des Waldes oder von den Hängen der Berge. Aber da schwirrt etwas schwer an mir vorüber, fällt gleichsam durch die Luft. Die Fledermaus. Die Nacht hat sie aus ihrem Versteck gelockt, und der Hunger; sie räumt auf unter den did-bäuchigen Nachtschwärmern der Familie Schmetterling. Als Kinder haben wir uns vor diesem fliegenden Säugtier gefürchtet, besonders die Mädchen. Aber heute brauchen die Mädchen nicht mehr um ihre Loden zu bangen, und ich auch nicht. Die Mädchen tragen einen Bubikopf. Ich nicht mehr. Aber ein unheimliches Tier ist dieser Flatterer doch: kein schweres, piependes Geschwirr, kein heiseres, fast stimmloses Bellen macht ihn unsympathisch. Er bekommt Gesellschaft in der Luft. Zwei große Flügler sind anscheinend miteinander in Konflikt geraten; sie stoßen mit aller Kraft aufeinander. Erst lautlos. Dann schreit einer von ihnen auf; es klingt wie das kläglich Mäuen einer jungen Katze. Eulen! Vögel der Nacht, kaum weniger unheimlich als die Fledermäuse. Tagsüber hocken sie unbeweglich in einem hohlen Baum, in einem Felsenloch, blind, unbeholten. Der eine von den beiden, der schwächere offenbar, ist abgefliegen, der andere streicht mit sicheren Flügelschlägen über das Gebüsch, stößt nieder wie ein Buffard. Ein kleiner Vogel schreit auf, jämmerlich; ein paar Sekunden, und eine Tragödie ist vorüber. Ein tierliches, kleines Vogelnest ist leer geworden.

Die Nacht hat tausend Stimmen. Fern röhrt in tiefen Orgeltönen der Hirsch, der stolze König des Hochwalds. Über die Lichtung schiebt sich, langsam sichernd, der Fuchs. Man kann seine grünlischen Lichter erkennen. Hühnerdieb! Gänsewürger! Aber ich mag ihn gern, diesen roten Burschen; er ist gescheiter als alle anderen Tiere des Waldes zusammen. Und so wundervoll verschlagen! Schon ist er im Gebüsch verschwunden — kein Zweig hat sich gerührt, kein dürres Astchen geknackt. Und es dauert keine drei Minuten, da quäht es im Busch. Der Rote hat Glück gehabt: ein Butterhäschen ist über seinen Weg geschockelt. Morgen früh werden sich die kleinen Vögel ein paar Büschel Wolke für ihre Nester holen können.

Im Gras unter meinem Baume schmacht etwas. Das ist der Igel, der im Wurzelgestänge der Eiche seinen festen Wohnsitz hat. Er hält Mahlzeit. Nachtfalter sind da, die im Grafe hängen, die Flügel schwer vom Tau. Kerben, eine ganze Menge. Der dicke Bursche kann gar nicht alles auf-fressen. Er ist ein netter, possierlicher Kerl; ein wenig behäbig schon, und gar nicht scheu. Er weiß: ihm kann keiner! Er braucht sich nur zusammenzurollen, dann ist er unangreifbar. Darum hat er so lustige Augenlein über dem roten Hundeschnäuzchen. Warum hat es der Mensch nicht auch so gut?

Ein Wiesel huscht über den Weg. Einen Augenblick, da quiekt es kläglich. Die kleine, arme Feldmaus, die sich

bei einem Familienbesuch verspätet hat, muß daran glauben. In den Höhlen werden Krähen lebendig. Der Marder scheint an einen Hirt geraten zu sein, um sich junges Ge-flügel zu holen. Vielleicht ist es auch eine Wildkatze. Aber die Krähen sind tapfere Kämpfer; ich habe erst dieser Tage gesehen, wie zwei aus diesem schwarzen Geschlecht einen Gabelweih in die Flucht schlugen. Wohl zehn Minuten dauert der Kampf und das Geschrei — ich weiß es nicht, wer Sieger bleibt. Kann sein, ich finde morgen einen braunen, zerhackten Gesellen im Moos. Oder aber ein Büschel schwarzer Federn.

Die Nacht hat tausend Stimmen: sie rufen Kampf, ewiger Krieg! Die Natur ist grausam in ihren Geschöpfen — vielleicht ist sie darum so schön!

Der Mond schiebt sich durch die Wolken und gießt ein silbernes Licht über Tal und Hügel. Silbernes Licht über einem ewigen Kriegsschauplatz, auf dem stündlich Tausende von Geschöpfen ihr Leben lassen müssen! Aber — als hätte sie auf die Festbeleuchtung gewartet, beginnt am Berghang plötzlich die Nachtigall zu schlagen. Erst ganz tief, immer ein lang ausgehaltener Ton, leicht an- und abschwellend. Dann kommt Bewegung, Rhythmus, Leidenschaft in den Schlag. Eine Strophe fügt sich, angefüllt von Melodie und süßestem Wohlklang, schließt mit einem lang gehaltenen Triller, der sich wie Schluchzen anhört. Wieder der tiefe, lang ausgehaltene Ton, dreimal wiederholt, immer leicht an- und abschwellend. Eine neue Strophe beginnt, eine neue Melodie steigt und fällt, schließt mit dem Triller. Strophe reiht sich an Strophe; es ist, als wollte die kleine Sängerin alles Glück und alles Leid der Erde in ihre Töne fassen. Wer diesem Lied Worte geben könnte! „Möcht' wissen, was sie schlagen so hell bei der Nacht“, sagt Eichen-dorff. Aber noch keiner hat es ergründet, und keiner wird es wohl jemals ergründen. Nur König Salomo, der vogel-sprachkundige, muß auch das Lied der Nachtigall verstanden haben. Aber er hat den Text leider nicht nieder-geschrieben.

Einmal ist alles zu Ende, auch das Lied der Nachtigall. Es verhaucht in einem Seufzer; es ist, als löste sich alle Sehnsucht in eine schmerzlich-glückselige Träne auf. Und wieder werden die tausend Stimmen der Nacht wach, die Stimmen des Kampfes und der Not, des Fressens und des Gefressenwerdens. Aber nicht mehr für lange. Schon be-ginnt der Wald zu atmen: Frühwind singt in den Blättern. Das Nachtgatter schleicht zurück in seine Höhlen.

Eine Wolke im Osten fängt einen hellen Schimmer — leis errötend grüßt sie den jungen Tag.

Glauben Sie, daß es leicht ist, die Gattin eines Dollarmillionärs zu sein.

Gespräch mit einer der reichsten Frauen Amerikas.

Von Dr. Erwin Stranik (New York)

Die vornehme, alte Dame, deren Gatte mich vor wenigen Tagen zu sich nach Kingspoint lud, um allerlei über das Europa der Nachkriegszeit zu hören, ist heute allein zu Hause und wir nehmen zwischen Lunch und Diner ein wenig Eiscream und Orangeade in einem stillen Winkel des prächtigen, englischer Manier nach-gebildeten Gartens. Unser Gespräch kreist natürlich um das Zentrum Alte und Neue Welt und die verschiedenen Ansichten, die auf beiden Kontinenten jeweils über den anderen verbreitet sind.

„Am interessantesten und eigentümlichsten“, meint da die alte Dame, „berührt es mich, immer wieder zu hören, daß man in Europa denkt, wir Gattinnen der amerikanischen Dollarmillionäre führten ein Leben wie Märchenprinzessinnen.“

„Und ist dies nicht so?“ werfe ich fragend ein und weise auf die wundervolle Umgebung.

„Nein, Doktor,“ antwortete meine Gastgeberin lächelnd, „Sie dürfen nicht das Ende eines Lebens mit dessen Verlauf gleichsetzen. Gewiß, heute, da mein Mann sich von allen Ge-schäften zurückgezogen hat, gehört uns unsere Zeit ganz allein und wir können uns ausruhen wie entthronte Monarchen. Aber wir sind beide hoch in den Siebzig. Glauben Sie, die früheren Jahre verliefen ebenso? Vergessen Sie doch nicht zu bedenken, daß beinahe alle jene amerikanischen Millionäre, deren Namen heute in der ganzen Welt bekannt sind, keine Millionäre von Anfang an waren. Die meisten unserer Geldmagnaten und In-dustrieherren haben sich aus oft recht bescheidenen, um nicht zu sagen, geradezu winzigen Anfängen emporgearbeitet und in all diesen Fällen mußten ihre Frauen viele Jahre bittersten Kampfes und oft recht schmerzlicher Entbehrungen mitmachen, ehe es ihnen vergönnt war, als Dame von Welt in einem Palais in der Fifth oder Park-Avenue zu residieren. Man hatte oft mit einer bei-spiellofen Hintanhaltung sämtlicher eigenen Wünsche und Be-quemlichkeiten durch lange Jahre Kümmernisse aller Art zu er-tragen, um seinen Gatten in seinem Kampf um den Erfolg zu unterstützen. Denken Sie etwa an Daniel Guggenheim, dessen

Familie heute zu den reichsten der Union gehört! Er warf sich als erster auf das Bergwerksgeschäft in den Vereinigten Staaten, verließ deshalb als jungverheirateter Mann und Vater einiger kleiner Kinder New York und zog in die unwirtlichsten Gegenden, um das Bergwerkswesen an Ort und Stelle zu studieren. Und Daniels Frau ging auf alle Absichten und Pläne ihres Mannes ein, denn „Niemand stiegen gebrauchte Tauben in den Mund“, erkannte sie sehr richtig, und da es dem Schicksal gefallen hat, die Minenfelder weit von allen Stätten der Zivilisation entdecken zu lassen, so muß man den Kampf mit der wilden Natur eben auf sich nehmen, „und weder Entbehrungen noch Furcht, weder Beschwerden noch Sorgen hinderten sie, ihren Mann immer wieder zu neuer Tätigkeit anzuspornen.“

„Auch von der Gattin des Stahlmagnaten Charles M. Schwab erzählt man sich ähnliche Tugenden.“

„Sehr richtig. Denn auch diese Dame hatte ihren Mann kennen gelernt, als er noch ein einfacher Postkutschkenler war und sie selber Weisnährarbeiten verrichten mußte, um zur Bestreitung des Haushaltes beitragen zu können. Als ihr ihr Mann eines Tages mitteilte, daß er Schmirgel werden wolle, opferte sie sofort seinen Wünschen ihre kleine Nähstube und half ihm Tag und Nacht bei seiner Arbeit. Die Gattin Thomas E. Wilsons wieder verzichtete sogar auf ihre Hochzeitsnacht, um ihrem Mann ein großes Geschäft zu ermöglichen. „Geschäft geht vor Liebe“, sagte sie damals, „die Liebe kannst Du immer haben, das Geschäft aber nicht.“ Und so blieb die junge Neuvermählte allein in einem großen Hotel New Yorks, während ihr Gatte nach Brooklyn hinüber fuhr, um dort für sein Unternehmen einen guten Abschluß zu tätigen.“

„Aber später, wenn sich die Männer schon emporgearbeitet hatten, — dann brach für ihre Frauen doch das goldene Zeitalter an?“

„Oh ja, gewiß, Doktor, — vorausgesetzt nämlich, daß Sie die finanzielle Seite des Lebens meinen. Da erhielten wir Frauen dann meist alles, was unser Herz begehrte, Villa, Autos, bisweilen sogar eine Yacht, Dugende feinsten Toiletten, kostbare Pelze, wundervollen Schmuck, — auch Dienerschaft war von nun an in genügender Zahl vorhanden, um nur ja nichts mehr selber machen zu müssen, — doch denken Sie, daß man, wenn man einmal „nichts“ mehr zu tun hat, wirklich nichts mehr tun muß? — Ganz im Gegenteil! Denn jetzt gehörte man zu der sogenannten führenden Gesellschaftsschicht und in dieser hat man, um ständig sein Renommée zu wahren, — was auch für das Ansehen des Mannes wichtig ist, — eine Unzahl von Repräsentationspflichten zu übernehmen, die die ganze Saison hindurch andauern und deren Vernachlässigung dem Hause schwersten Schaden zufügen könnte.“

Vor allem muß man bei uns, um seinem „Namen“ zu genügen, ununterbrochen Einladungen ergehen lassen und solchen zu den verschiedensten Lunchs, Dinners, Parties usw. Folge leisten. Darum gibt es auch in fast allen großen Häusern einen eigenen Sekretär, dessen einzige Aufgabe darin besteht, das „gesellschaftliche Arrangement“ zu überwachen, d. h. die Listen für die immer wieder oder nur zu besonderen Gelegenheiten einzuladenden Personen in Evidenz zu halten und die Herrschaften, aber natürlich vor allem die Frau des Hauses stets darüber zu informieren, welchen Verpflichtungen sie diesen Tag wider genügen, welche Konzerte, Vorträge usw. sie besuchen muß. Die New York „Times“ bringen ja ständig ein solches Wochenprogramm aller gesellschaftlich wichtigen Ereignisse von Groß-New-York und aus diesem kann auch der Laie sofort ersehen, wie qualvoll überentwickelt bei uns in Amerika die Sucht nach Repräsentation ist. Am besten ist es, man führt ein eigenes Buch über angenommene oder taktvoll zurückgewiesene Einladungen, und bespricht seine Sorgen um die großen Soireen mit seiner Kammerfrau.

Hat man selber Gäste, so muß man sehr darauf achten, daß der Kreis entweder ganz besonders ausgewählt ist, — und wehe, wenn einem da ein Verstoß passiert, daß man etwa eine weniger reiche oder angesehene Persönlichkeit dazunimmt oder eine noch reichere vergißt! — oder man spannt den Rahmen so weit als möglich und läßt gleich ein paar hundert Personen ein. Die kann man dann natürlich nicht im eigenen Heim empfangen, sondern mietet zu diesem Zweck die Festsäle eines ersten Hotels von Manhattan. — Rechnet man nun zu diesen Verpflichtungen auch noch im Winter die Bälle, die Theater- und Opernbefuche und im Sommer die großen Ausflüge, so bleibt einer derart in Anspruch genommenen Frau wirklich kaum Zeit, auch noch der eigenen Wirtschaft zu gedenken, deren letzte Oberaufsicht trotz aller nun herrschenden Vornehmheit ja doch immer von ihr innegehalten werden muß.“

„Und wie steht es mit der Erziehung der Kinder, gnädige Frau?“

„Nähren Sie lieber gar nicht an diesem Punkt. Nicht etwa, daß Sie nun glauben, unsere Kinder erhielten keine gute Erziehung, oh nein! Wir besitzen vortreffliche Schulen, Colleges und Universitäten, aber das Herz der Mutter empfindet doch eben mehr Freude, wenn es sich selber um die Heranbildung der Nachkommen ein wenig bekümmern könnte, statt diese ständig fremden Personen

überlassen zu müssen. — Doch wir haben ja wirklich keine Zeit, um uns mit unseren Kindern zu befassen. Wir besorgen ihnen erst einen guten Privatlehrer und senden sie dann, wenn sie größer sind, in eine Anstalt, in der sie nicht nur ganz erzogen werden, sondern auch wohnen. Zur Ferienzeit, wenn endlich Gelegenheit wäre, seine Kinder zu Hause zu haben, machen sie dann ihren unvermeidlichen Trip nach Europa oder Mittelamerika und Canada. So bleibt eine Mutter, auch wenn sie noch so viel Geld hat, doch eine einsame Frau und selbst in dieser Beziehung sind wir amerikanischen Millionärsgegninnen nicht zu beneiden.“

„Ich verstehe, gnädige Frau, was Sie sagen wollen: daß Ihr Leben auch sehr viel Schönes mit sich bringt, wissen wir alle. Aber auch einmal der Schattenseiten zu gedenken, das schien Ihnen notwendig und ich stimme in dieser Beziehung mit Ihnen vollkommen überein. Ich werde deshalb nicht vergessen, davon meinen europäischen Freunden zu berichten.“

Wußten Sie das schon?

Eine Pflanze, die ohne Erde und Wasser blüht, ist das *Sauromatum guttatum*, das vom Himalaya stammt. Legt man eine Knolle auf ein Fensterbrett, so schießt im März und April eine lange, purpurrot und gelb gefleckte Blumenspitze daraus hervor. Hat die Knolle ausgeblüht, so muß sie in die Erde gelegt werden. Dann treibt sie Blätter und sammelt im Lauf des Sommers so viel Nahrung, daß diese für die nächste Blüte ausreicht.

Die Spatzen brüten nicht weniger als viermal jährlich; daher vermehren sie sich mit so rasender Geschwindigkeit.

Eine der berühmtesten Däsen ist die Dase *Favum westlich* des Nils, die überaus fruchtbar und reich an Rosen, Feigen und Oliven ist.

Im Koran, der Bibel der Mohammedaner, sind die Frauen so wenig geachtet, daß sie nicht einmal mit Namen genannt werden. Sie sind einfach die „Tochter“ oder „Schwester“ des betreffenden Mannes.

In Indien versehen arme Leute nicht nur ihre Dab-sellateiten, sondern auch ihre Kinder und Enkel.

Zu Begräbnissen kleiden sich die Chinesen immer in Weiß, während sie, wenn sie Hochzeit feiern, Schwarz tragen.

Die durchschnittliche Lebensdauer einer Lokomotive beträgt 37 Jahre, während ein Eisenbahnwagen 25 Jahre alt wird.

Eine Biene wiegt wenig über ein ektel Gramm. Auf ein Kilogramm gehen folglich 11 400 Bienen.

Im Nil leben nach den neuesten Feststellungen weit mehr Fischarten als in irgend einem andern Fluß der Welt. Man hat nicht weniger als achttausend verschiedene Fischarten in ihm gezählt.

○○○ Scherz und Spott ○○○

Kein Erfolg.

„Das Haarwasser hat also garnicht geholfen, sagen Sie?“
„Nicht im geringsten — obwohl ich doch drei Flaschen davon ausgetrunken habe...“ (Tibens Tean).

Autoreparatur.

„Wieviel haben Sie ihm für die Durchsicht des Wagens abgenommen?“

„Vierzig Mark, außer dem Benzin!“

„Und was fehlte dem Wagen?“

„Das Benzin!“

(Politiken).

Der Angler.

„Fangen Sie denn etwas, lieber Mann?“

„Wenn ich noch fünf gefangen habe, außer dem, welchen ich jetzt angeln will, habe ich gerade ein halbes Duzend...“ (Berlingske Tidende).

Dann allerdings.

„Waldemar! Sieh nur, welche wundervolle Landschaft!“

„Was willst Du denn, Gertrud? Denke Dir die Berge und den See weg — und es ist genau so wie woanders!“ (Everybody's Weekly).